

Solich, Eduard J.

**Article — Digitized Version**

## Jenseits von Peking und Taipeh - Chinesen in Südostasien

Wirtschaftsdienst

*Suggested Citation:* Solich, Eduard J. (1964) : Jenseits von Peking und Taipeh - Chinesen in Südostasien, Wirtschaftsdienst, ISSN 0043-6275, Verlag Weltarchiv, Hamburg, Vol. 44, Iss. 6, pp. 251-256

This Version is available at:

<https://hdl.handle.net/10419/133401>

**Standard-Nutzungsbedingungen:**

Die Dokumente auf EconStor dürfen zu eigenen wissenschaftlichen Zwecken und zum Privatgebrauch gespeichert und kopiert werden.

Sie dürfen die Dokumente nicht für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, öffentlich zugänglich machen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Sofern die Verfasser die Dokumente unter Open-Content-Lizenzen (insbesondere CC-Lizenzen) zur Verfügung gestellt haben sollten, gelten abweichend von diesen Nutzungsbedingungen die in der dort genannten Lizenz gewährten Nutzungsrechte.

**Terms of use:**

*Documents in EconStor may be saved and copied for your personal and scholarly purposes.*

*You are not to copy documents for public or commercial purposes, to exhibit the documents publicly, to make them publicly available on the internet, or to distribute or otherwise use the documents in public.*

*If the documents have been made available under an Open Content Licence (especially Creative Commons Licences), you may exercise further usage rights as specified in the indicated licence.*

kaner und Israelis, Entwicklungsländer und Industrieländer haben geglaubt, eine bewährte Technik ohne weiteres übertragen zu können. Viele der ersten schnell eingeleiteten Aktionen fanden oft an Knappheit von Kapital und Boden ihre materiellen, im Fehlen der wissens- und willensmäßigen Vorbereitung der Menschen ihre psychologischen, sozialen und politischen Grenzen.

Diese Schwierigkeiten, und das ist tröstlich, liegen mehr im Organisatorisch-Institutionellen als im Prin-

zipiellen, wenn auch gewisse Bereiche — wie die Bodenfrage — ernste Probleme stellen. Mit Geduld können auch die bisher oft festgestellten Übereilungen ausgeglichen werden. Eine stetig vorangetriebene Erziehung und Ausbildung wird mit der Zeit die in der vorhandenen Sozialordnung der Entwicklungsländer ruhenden Hemmungen auflösen. Erfahrungen sind nie umsonst, wenn man aus ihnen lernt und, wie in diesem Falle, künftig von einer breiteren und fester gesicherten Basis aus handelt.

## Jenseits von Peking und Taipeh - Chinesen in Südostasien

Eduard J. Solidt, Hamburg

Wer sind die Chinesen, die als völkische Minderheiten heute in allen Ländern Südostasiens zu finden sind? Wie kamen sie hierher, und unter welchen örtlichen Bedingungen leben sie? Wie ist ihre Einstellung zum kommunistischen China, und wie ist sie zum nationalen Regime auf Formosa? Wie verhalten sich die Regierungen in Peking bzw. Taipeh zu ihnen, und was tun sie, um die Überseechinesen als Reserve in der Verwirklichung ihrer außenpolitischen Ziele, falls solche bestehen, auszunutzen? Die Beantwortung dieser Fragen ist von schicksalhafter Bedeutung nicht nur für die chinesischen Minderheiten selber, sondern ebenso für ihre Gastländer, die um ihre politische Zukunft bangen.

### *Der Drang nach Süden*

Seit Generationen waren diese Chinesen aus den drei südlichen Küstenprovinzen und der Insel Hainan, also aus einem kleinen Teil Chinas, über See nach dem Nanyang<sup>1)</sup>, wie die Chinesen Südostasien nennen, geströmt. Ihre Dschunken waren in jede Bucht und in jede Flußmündung gestoßen. Ihre Händler hatten kleine Kolonien gegründet, die sich lange Zeit mit der eingeborenen Bevölkerung von Hinterindien und Malaiasien vermengten. Die alten Städte Südchinas handelten mit Indien und Arabien zu einer Zeit, als das Römische Reich noch in seinem Anfang stand.

Einen besonders großen Anteil an der chinesischen Handelsausweitung hatte Südostasien unter der Tangdynastie, also im 7. bis 9. Jahrhundert unserer Zeitrechnung, und dann wieder unter der Sungdynastie im 12. und 13. Jahrhundert. Politisch hatte China oft die Oberherrschaft über die meisten südostasiatischen Länder beansprucht; unter der Mongolenherrschaft und in der Mingzeit vom 13. bis zum 17. Jahrhundert wurde sie auch durchgesetzt. Doch in allen diesen Ländern wohnten nur wenige Chinesen ständig. Erst in den letzten hundert Jahren verbreiteten sie sich in großer Zahl weit über die Landesgrenzen hinaus.

Das hatte verschiedene Ursachen. Zuerst war es die starke Vermehrung der Bevölkerung unter der wohl-tätigen Herrschaft der ersten Kaiser der Mandschu-

dynastie, dann waren es die verbesserten Verkehrsmöglichkeiten, dann die wirtschaftliche Entwicklung im pazifischen Raum, hervorgerufen durch die Kolonialherrschaft der Westmächte, und schließlich, als zeitlich letzte Ursache, das politische Chaos in China.

In den früheren Jahrhunderten waren es nur Kaufleute, die hinausgingen und sich hier in den wichtigsten Häfen niederließen. Ein neuer Abschnitt der Auswanderung nach dem Nanyang begann jedoch, als die europäischen Seemächte darangegangen waren, sich in Asien Reiche aufzubauen; als nicht allein der gewinnbringende Handel zur Auswanderung lockte, sondern auch der sichere Erwerb durch handwerkliche Arbeit. In dem Maße, wie sich die Nachfrage nach chinesischen Arbeitern in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts steigerte, strömten Chinesen in wachsender Zahl in die Länder Südostasiens. Sie kamen nicht immer als „freie Einwanderer“, sondern auch auf dem Wege über den mit Recht verrufenen „Kuli-handel“, wie man damals das Verfahren der Einwanderung bezeichnete, das sich „unter Vertrag“ vollzog und nichts anderes als ein schlecht verhüllter Sklavenhandel war.

Infolge des gewaltigen Zustroms von Handarbeitern wandelte sich die soziale Zusammensetzung der chinesischen Gemeinden. Wie auch früher beschäftigte sich ein bedeutender Teil der Nanyang-Chinesen im städtischen und dörflichen Handel und Handwerk. Der gesamte Zwischenhandel vom entlegensten Dorf bis zur Ausfuhr lag in ihren Händen. Sie waren noch immer die ambulanten Geldverleiher, wenn sich inzwischen auch viele von ihnen zu mächtigen Bankleuten und Finanziers bedeutender Bergwerks- und Industriebetriebe emporgearbeitet hatten. Daneben waren sie aber jetzt auch Rickschazieher, Lohnarbeiter, Bergleute, Gemüsegärtner, Pflanzler von Kautschuk, Kopra, Edelhölzern, auch einfache Reisbauern, kaufmännische Angestellte, Buchhändler, Journalisten, Lehrer und Ärzte.

### *Ausbreitung und Gemeinschaften*

In dem bunten, unruhigen Mosaik dieses südostasiatischen Raumes erscheinen uns die dortigen Chinesen als das einzig Einheitliche und Beständige. Sieht man

1) Wörtlich: Südsee.

näher hin, so zeigen sich aber auch hier Gegensätze. Ihre Gemeinden setzen sich aus verschiedenartigen Elementen zusammen, die teilweise gegenseitiger Spannungen nicht entbehren. Die Verschiedenartigkeit — bestimmt durch die Zeit, seit der sie im Nanyang ansässig geworden sind (was mehrere Generationen sein kann) — besteht auf Grund der Landschaft und Sprachgruppe, der sie entstammen, auf Grund ihrer verschiedenen Berufe und ihrer gesellschaftlichen Stellung und, in der letzten Zeit, auch auf Grund ihrer politischen Einstellung zum Mutterland. Doch trotz der Uneinheitlichkeit erscheinen uns die Nanyang-Chinesen auffällig gleichartig. Häusliches Brauchtum und Einstellung zu den Dingen des irdischen Daseins verleihen ihnen eine bemerkenswerte Ähnlichkeit. Ob es sich um ihre Tempel, Häuser und Läden handelt oder um ihre Bekleidung, ihre Geschäftspraktiken sowie Arbeitsmethoden im Handwerk, im Bergbau und in der Landwirtschaft — überall in Südostasien, von der Stadt Manila bis in das entlegenste Dorf in Sumatra fällt dem, der die Vielfalt ihres Temperamentes und Brauchtums in den verschiedenen Teilen des Mutterlandes kennt, die „Gleichheit“ der Nanyang-Chinesen auf.

Der wesentliche Grund liegt darin, daß die große Mehrheit aus Süd- und Südostchina stammt. Dazu kommt das Gefühl einer gemeinsamen Zugehörigkeit zum „Han-Volk“, dessen sie sich seit der Jahrhundertwende immer stärker bewußt werden. Seit jeher haben sich die Chinesen den Völkern, unter denen sie lebten, überlegen gefühlt und sich deshalb ihre Lebensformen als eine Selbstverständlichkeit erhalten. Dabei war ihnen sowohl das Familien- und Sippen-system wie auch die Ahnenverehrung eine Stütze. Heute streben sie die Erhaltung ihrer Besonderheit als Hua-Ch'iao<sup>2)</sup>, wie sich die Überseechinesen nennen, mehr oder weniger bewußt an. Schule und Presse kommen ihnen zu Hilfe. In den letzten Jahrzehnten haben sich allerdings die Bindungen von Familie und Sippe zu lockern begonnen. Die alten Formen des gesellschaftlichen Zusammenlebens genügen nicht mehr. Neue Erfahrungen wie auch die steigende Notwendigkeit zur Assimilierung mit den einheimischen Völkern führen zu veränderten Lebensformen.

Wahrscheinlich gibt es in Südostasien nicht weniger als 14 Millionen Chinesen unter einer Bevölkerung von 200 Millionen. Dies macht einen Anteil von 7% an der Gesamtbevölkerung aus. Es kann also nicht ihre Zahl sein, die die chinesischen Minderheiten einerseits zu einem politischen Pfand für die Großmacht China, andererseits zu einem Gegenstand der Furcht und des schwelenden Grolls der Völker Südostasiens macht. Sie bilden weniger als 1% der Bevölkerung der Philippinen, weniger als 2% der von Birma, 3% der von Indonesien und Laos, 4% der von Vietnam und 10% der von Kambodscha. In Thailand ist die chinesische Minderheit schon stärker, sie zählt ca. 13%. Nur in dem neugegründeten Staate Malaysia ist ihre Zahl von größerer Bedeutung. Mit Ausnahme

<sup>2)</sup> Wörtlich übersetzt: Chinesen, die im Ausland wohnen.

Singapurs kommen auf zehn Einwohner Malaysias vier Chinesen. Singapur selbst ist trotz seines britischen Anstrichs eine chinesische Stadt: 85% der Einwohnerschaft sind Chinesen.

Wenn man von der Entwicklung der letzten Jahre in Malaya und Singapur absieht, hatten die Chinesen in keinem der Länder Südostasiens jemals politische Rechte. Die Chinesen haben nur die Funktionen ausgeübt, die auszuüben die Regierungen ihnen erlaubt haben. Unter solchen Umständen war es nicht verwunderlich, daß sie zur Bildung von Gemeinschaften auch außerhalb der Familie und Sippe neigten. Überdies wurden sie sehr oft von den Kolonialmächten gezwungen, einer Organisation beizutreten, um besser kontrolliert werden zu können.

Heute leben sie in ihren Landsmannschaften, haben Wohlfahrtsorganisationen und Handelskammern, die in Gilden unterteilt sind und alle Besitzer von Handelsfirmen umfassen; sie haben zum Teil auch noch ihre Geheim- und Bruderschaftsverbände und sind neuerdings auch in Gewerkschaften zusammengeschlossen. In der Hauptsache erfüllen die Gemeinschaften Funktionen allgemeiner Fürsorge wie Krankenhausbetreuung, Vermittlung finanzieller Hilfe, Einrichtung von Schulen und Schlichtung ziviler Streitigkeiten in Schiedsverfahren. In der Tat wird jede Aktion, die die chinesische Minderheit zu ihrer Wohlfahrt oder ihrem Schutze zu unternehmen gezwungen ist, in engster Gemeinschaft mit der Familie und Sippe oder dem Interessenverband eingeleitet. Namentlich die mächtigen Handelskammern, die jede Stadt Südostasiens besitzt, lenken Denken und Treiben der chinesischen Gemeinden, so wie sie es auch in China bis zur Machtergreifung durch die Kommunisten seit Jahrhunderten zu tun gewohnt waren.

Beinahe jede der Städte hat ein großes, unverkennbar chinesisches Viertel, dessen Bewohner sich durch Rührigkeit vom übrigen Teil auffallend abheben. Hier gibt es Tausende kleiner Läden. Hier stößt man auf die chinesischen Handelskammern, Banken, Tempel, Gaststätten, Vergnügungsstätten und Schulen. Der Wille zur Absonderung und Nichtanpassung der chinesischen Minderheit tritt hier besonders deutlich zutage.

### *Die wirtschaftliche Bedeutung*

Furcht und Abneigung der einheimischen Bevölkerung gegenüber den Nanyang-Chinesen entspringen der mächtigen Stellung, die sie innerhalb der Wirtschaft Südostasiens einnehmen. Sie beherrschen in den meisten Ländern das gesamte Wirtschaftsleben, auch wenn ihr Einfluß nicht gleichmäßig verteilt ist.

Nach dem letzten Weltkrieg sind allerdings bedeutende Veränderungen teils zu ihren Gunsten, teils zu ihren Ungunsten vor sich gegangen. Wie sie sich weiterentwickeln werden, läßt sich nicht voraussagen. Sicher ist nur, daß die Regierungen durchweg bestrebt sind, die überragende wirtschaftliche Stellung der chinesischen Minderheiten zu schwächen.

Schon der Landerwerb ist den Chinesen ungeheuer erschwert worden, in vielen Ländern ist er ihnen völlig verwehrt. Was die Nanyang-Chinesen noch schwerer trifft, sind die verschiedenen Handelsbeschränkungen. Ein schwerer Schlag war zum Beispiel die Bevorzugung einheimischer Firmen in der Erteilung von Einfuhrgenehmigungen in Indonesien, Birma, Kambodscha und Südvietnam sowie die Einführung des staatlichen Reisausfuhrmonopols in Birma. Noch schwerer vielleicht traf sie die Einführung von Genossenschaften in einigen Ländern zur Ausschaltung von Zwischenhandel und Geldverleih. Der berühmte Erlaß Nr. 10 des indonesischen Präsidenten Sukarno vom 4. Mai 1959, der den Kleinhandel von Ausländern (lies „Chinesen“) in Landgebieten Indonesiens verbietet, eine gleiche Maßnahme in Birma im Mai 1964, die Ausschließung der Chinesen von gewissen Wirtschaftssparten und Berufen in Thailand, Kambodscha und Südvietnam, das für die Chinesen in den Philippinen bestehende Verbot, ihre Geschäfte an Chinesen weiterzuverkaufen oder sie zu vererben — das alles sind nur einige der beschränkenden Maßnahmen.

Diese Beschränkungen, wie auch die politischen und wirtschaftlichen Veränderungen in Ostasien, zwingen die Chinesen zu neuen Formen der Anpassung, wobei illegale Machenschaften nicht fehlen. Staatliche Wirtschaftskontrolle hat sie zu Beherrschern des schwarzen Marktes und des Schmuggels werden lassen. Ihre Fähigkeit zum Ausweichen und die Schwierigkeit, sie wegen des Ineinandergreifens ihrer Gemeinschaften irgendwie zu fassen, nicht zuletzt auch ihre Unentbehrlichkeit erschweren durchgreifende Maßnahmen der Regierungen. Das ganze System der Ein- und Aus-

fuhrlizenzen, das zu dem Zwecke geschaffen worden ist, den einheimischen Kaufleuten die Möglichkeit zur Behauptung gegenüber den Chinesen zu geben, wird von der Bereitwilligkeit der Einheimischen durchlöchert, die Lizenz mit Gewinn an eine chinesische Firma weiterzuverkaufen. Diese chinesische Firma aber verfügt über eine Organisation, über Erfahrung und Auslandsverbindungen, die der einheimische Kaufmann in gleichem Maße meist nicht besitzt.

Wenn man von der Schwierigkeit für die Regierungen absieht, die Chinesen aus ihren Volkswirtschaften zu entfernen, ja, sie auch unter Kontrolle zu nehmen, fragt man sich, ob überhaupt Menschen der eigenen Nation an die Stelle der Chinesen treten können. Das Beispiel Thailands zeigt, daß keinerlei gesetzliche Maßnahmen die thailändische Bevölkerung bewegen können, alle jene Funktionen zu übernehmen, die die Chinesen auf Grund der Vorschriften eigentlich nicht mehr erfüllen dürfen.

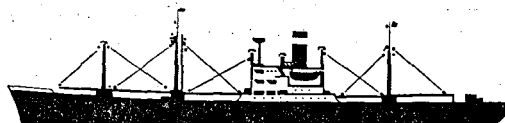
Dem Chinesen wird nachgesagt, er sei gewissenlos, wucherisch und gewinnsüchtig, er verweigere dem Einheimischen den Zugang zu jedweder gewinnbringenden wirtschaftlichen Tätigkeit, er sei parasitär und bilde in den Gastländern nationalistische und regierungsfeindliche Gemeinschaften.

Doch sein schlechter Ruf ist nicht ganz verdient. Bevor die ehemaligen Kolonialländer unabhängig wurden, bestimmten die Kolonialmächte im großen und ganzen die wirtschaftliche Stellung der Chinesen. Als Mittler zwischen der europäischen Elite und dem heimischen Produzenten gelangten sie in diese Position, die noch gefördert wurde durch das Bestehen zweier sich un-

## Jeden Sonntag von Bremen Jeden Dienstag von Hamburg



Woche für Woche - immer zur gleichen, festen Zeit -  
Fracht-Schnelldienste nach New York und Außenhäfen.  
Hamburg - New York in 9-10 Tagen.



Unsere Schiffe sind mit Tiefkühl- und Kühlräumen ausgestattet.  
Und noch ein Tip:  
Container, Paletten und portable tanks stehen zur Verfügung.



# United States Lines

52 moderne Frachter verbinden vier Erdteile

HAMBURG: Telefon 32 16 71, Fernschr. 021 2873 • BREMEN: Telefon 30 08 11-17, Fernschr. 024 4307 • BREMERHAVEN: Telefon 4 69 51, Fernschr. 023 8716

## Worin liegt der Reiz des Fliegens?

Einmal im Zeitgewinn. Zweitens in den Annehmlichkeiten, die Ihnen geboten werden. Wenn Sie mit Swissair fliegen, kommt noch mehr dazu: streckengerechte Düsenflugzeuge der bewährten 3 Typen DC-8, Coronado und

Caravelle. Ferner die sprichwörtliche Schweizer Präzision und Gastlichkeit. Und eine vorbildliche Betreuung der Fluggäste – überall in der Welt.

Fragen Sie Ihr IATA-Flugreisebüro, für Luftfracht Ihren IATA-Spediteur.

Weltbekannt für Service und Verlässlichkeit

# SWISSAIR

ähnlicher Wirtschaftssysteme in einem und demselben Lande, nämlich der für die Ausfuhr schaffenden kapitalistischen Plantagenwirtschaft und der dorfgebundenen, sich selbst versorgenden Produktionswirtschaft des heimischen Bauern. Vor der kolonialen Ära war der Chinese fast ausschließlich mit dem Überseehandel beschäftigt. Später jedoch war er gezwungen, sich zwischen den Kolonialherren und den Bauern auf dem Lande zu betätigen. Der Chinese als Zwischenhändler, der den Bauern mit Gebrauchsgütern versorgt, ihm Vorschüsse gibt, seine Ernte aufkauft und den wachsenden Bedarf an Bargeld im Dorfe befriedigt, ist das Ergebnis der kolonialen Handelspraxis, des indirekten Kontaktes mit dem einheimischen Produzenten.

In der dörflichen Gesellschaft Indonesiens, Thailands und Vietnams besteht ein Bedarf an Kredit bei geringen oder gar keinen Sicherheiten, der — trotz ehrlicher Bemühungen verschiedener Regierungen, billige Kredite für „produktive“ Zwecke zu schaffen — noch immer am besten vom Chinesen befriedigt werden kann. Fraglos gibt ihm dies eine Macht über den sorglosen Bauern, die zu mißbrauchen er nur allzuoft versucht ist, wenn auch dem indischen Chettyar und dem indonesischen Araber und Hadschi eine weit größere Geldgier nachgesagt wird.

Untersucht man den Anteil der Chinesen am Wirtschaftsleben Südasiens, so lehrt der Augenschein, daß — wenn es auch schwer ist, das Ausmaß ihrer Beteiligung nachzuprüfen oder diese auch nur einigermaßen richtig abzuschätzen — sie ungeachtet aller Bedrängnis von seiten der Regierungen sich nicht nur behaupten, sondern durchweg dabei gut gedeihen.

### *Einmal Chinese — immer Chinese*

Das Regime, das heute in China an der Macht ist, ist nicht das erste, das sich eingehend mit den Überseechinesen beschäftigt. Jede gültig gewordene oder vorgeschlagene chinesische Verfassung seit der ersten von 1912 wollte eine Vertretung von Überseechinesen im Parlament. Auch die Verfassung der Volksrepublik China vom September 1954 sieht „Vertreter der im Ausland lebenden Chinesen“ zur Wahl für die Nationale Volksversammlung vor. Sie besagt ferner, daß

„die Volksrepublik China die erworbenen Rechte und Interessen der im Ausland lebenden Chinesen schützt“. Wie schon die kaiserliche Regierung, dann die erste Republik und später die Nationalregierung tut die Regierung der Volksrepublik und die Regierung Tschiang Kai-scheks auf Taiwan alles Erdenkliche, um die Zuneigung und Mitarbeit namentlich der im Nanyang wohnenden Überseechinesen für sich zu gewinnen. Selbstredend arbeiten beide nur mit nationalistischen Schlagworten. Peking weiß aus Erfahrung, daß Ideologien im praktischen Kampf um die Macht unwichtig sind, ja gefährlich sein können. Starkes Nationalgefühl oder Bedürfnis nach Schutz sind ihr bessere Helfer.

In Peking besteht ein besonderes Amt für die Angelegenheiten der Überseechinesen, dem auch prominente Nanyang-Chinesen angehören. Unterabteilungen in den Provinzen Fukien und Kuangtung betreuen die Rückkehrer und ihre Angehörigen. Örtliche Verbände sorgen für Vorwand und Gelegenheit, Kameradschaft zu pflegen und Propaganda zu treiben. Die Regierung ermuntert zu Geldüberweisungen nach China, und für mitgebrachtes Kapital gestattet sie den Rückkehrern, eigene Häuser zu bauen und sich mit sonstigen Annehmlichkeiten des Lebens zu umgeben.

Ebenso wie schon zur Zeit der Nationalregierung bilden die Geldüberweisungen der Überseechinesen an ihre Angehörigen in der Heimat einen wichtigen Teil der staatlichen Deviseneinnahmen. Es waren freilich nicht immer nur die Geldzuwendungen für den Unterhalt der Angehörigen, die Zeichnung von Staatsanleihen, Investitionen und sonstige auf freiwilliger Grundlage durchgeführte Zahlungen, die zur Anreicherung der Devisenbestände beitrugen, sondern zum Teil sorgten dies auch Druckmittel, wie die berühmten „Briefe aus der Heimat“, die im Falle eines negativen Ergebnisses die Angehörigen in der Heimat in Nöte bringen konnten.

Die Stimmung der Nanyang-Chinesen gegenüber dem kommunistischen China hat in den Jahren seit der Vertreibung der Nationalisten vom Festland im Jahre 1949 einen mehrfachen Wandel durchgemacht. Ebenso

wie das Volk in seinen breiten Schichten in China selbst begrüßte im Anfang auch die Mehrzahl der Auslandschinesen das neue Regime, auch wenn sie verständlicherweise der Ideologie, die es vertrat, durchaus mißtrauten. Die Nanyang-Chinesen hatten seit Jahrzehnten von einem starken China geträumt, das nun Wirklichkeit geworden zu sein schien.

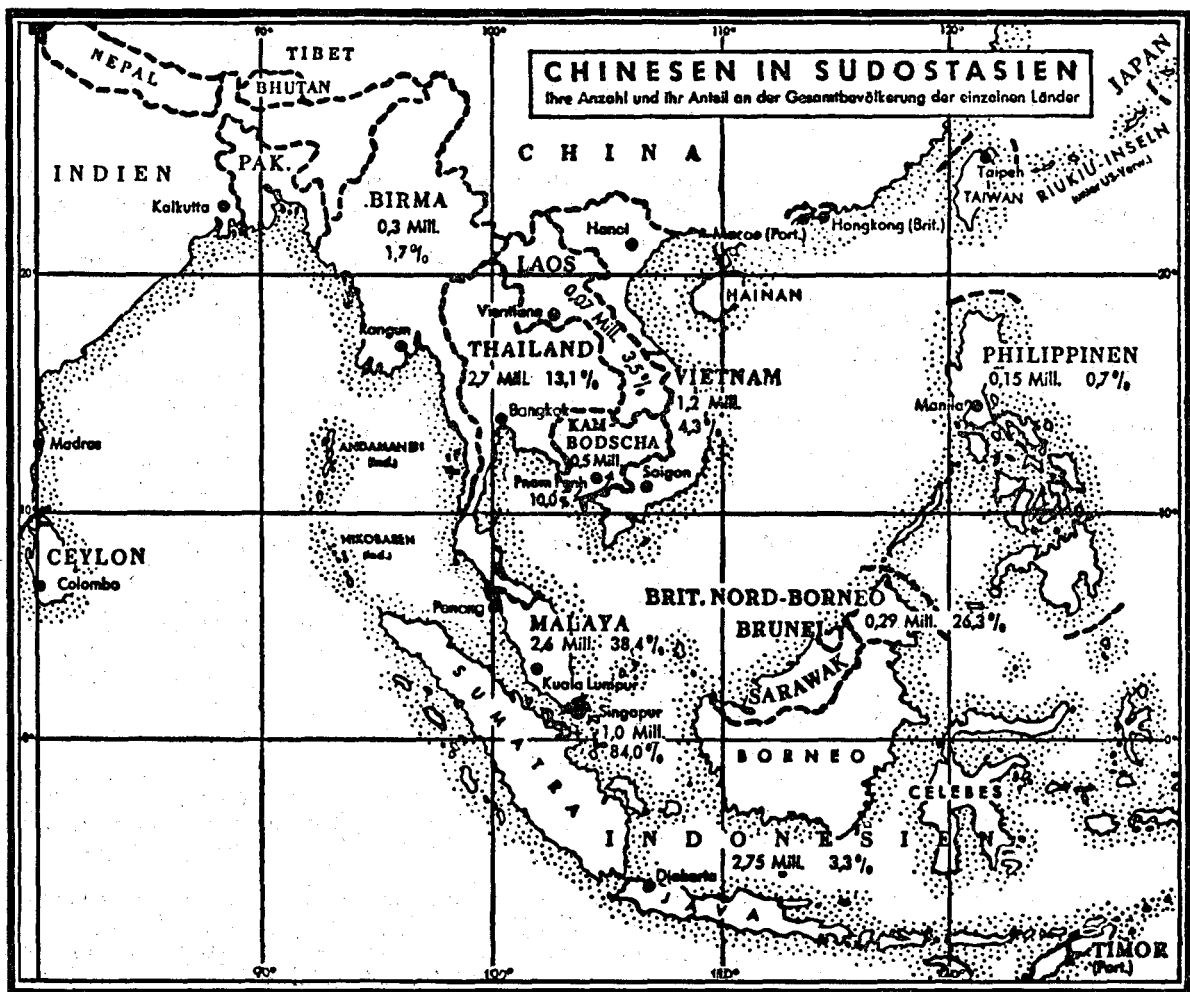
Bald jedoch wurden viele ernüchert. Die Bodenreform, die Liquidierung der Großgrundbesitzer und der sogenannten Reaktionäre sowie die Maßnahmen zur Sozialisierung der Privatwirtschaft empörten nicht nur die Wohlhabenden unter ihnen. Daneben gab und gibt es überall einflußreiche Chinesen in Südostasien, die in der Stille dem Regime auf Taiwan treu geblieben sind. Seit aber selbst Millionäre unter den Auslandschinesen mit ihrem Vermögen nach China überzusiedeln begannen — wie der einflußreiche, kürzlich verstorbene Tan Kah-kee aus Singapur, der als stellvertretender Vorsitzender der Politischen Konsultativkonferenz in Peking im Rundfunk Aufrufe an seine Landsleute im Nanyang sendete —, scheint das noch vorhandene Mißbehagen über die radikalen sozialen Wandlungen im Mutterlande langsam zu schwinden. Es schwindet in dem Maße, wie die Überseechinesen selbst des Schutzes gegen die Eingriffe der Wirtschaftsvölker in ihre private und wirtschaftliche Sphäre bedür-

fen. Wenn es auch mehr arme als reiche Chinesen sind, die das Regime in Peking unterstützen, so gibt es doch auch wohlhabende Chinesen genug, die aus patriotischen oder opportunistischen oder aus beiden Gründen zum neuen China stehen. Das schließt nicht aus, daß jede Verschärfung des innerpolitischen Kurses in China auch wieder auf die Stimmung der Nanyang-Chinesen ihrer Heimat gegenüber zurückwirkt.

### Unterdrückung oder Assimilierung

Es gibt nicht vieles, was die Völker Südasiens gemeinsam haben. In Rasse, Sprache, Religion und zum Teil auch der Kultur bestehen weit größere Unterschiede als zwischen den Völkern Europas. Was sie aber gemeinsam haben, das ist das Unbehagen vor dem mächtigen chinesischen Koloß im Norden. Für die selbständig gewordenen Länder erweisen sich deshalb ihre chinesischen Minderheiten, die sie trotz aller beruhigenden Worte und Gesten seitens des Peking Regimes als potentielle „Fünfte Kolonne“ empfinden, als ein innerstaatliches Problem von beklemmender Wirklichkeit, gegen das anzugehen die Regierungen nicht umhin können.

Viele von ihnen haben in den letzten Jahren zu Maßnahmen Zuflucht genommen, die die chinesische Vormachtstellung schwächen und schließlich beseitigen



sollen. Doch ungeachtet aller Gesetzesbestimmungen und allen Wettbewerbs halten die Chinesen ihre Stellung einfach darum, weil sie in der Führung von Geschäften so viel tüchtiger als die anderen sind. Daß die Regierungen für die einheimische Bevölkerung einen größeren Anteil an der Wirtschaft des Landes erstreben, ist verständlich und muß auch so sein. Es steht ihnen deshalb das Recht zu, eine entsprechende Gesetzgebung zu verfolgen. Vorausgesetzt allerdings, daß sich das Gesetz nicht so hart auswirkt, daß es die Chinesen ihres Lebensunterhaltes beraubt, bevor sie Gelegenheit haben, sich nach einem anderen umzusehen. Dabei bleibt freilich noch die Frage offen, wie weit die Entfernung der Chinesen aus dem Wirtschaftsleben für das Gedeihen des Landes nützlich ist.

Mit dem aufkommenden Nationalismus hat sich zwischen Chinesen und ihren Wirtsvölkern eine Mauer aufgerichtet, die allein schon durch das Verhalten der Regierungen von Peking bzw. Taipeh in der Frage der Doppelstaatsangehörigkeit<sup>3)</sup> stetig höher werden

<sup>3)</sup> Während Taipeh die Auslandschinesen als chinesische Staatsangehörige betrachtet, empfiehlt Peking den Überseechinesen die Annahme der Staatsangehörigkeit des betreffenden Gastlandes.

mußte. Kein Wunder, daß die Regierungen der meisten Länder Südostasiens heute in den chinesischen Gemeinden einen Staat im Staate erblicken, den sie fürchten zu müssen glauben. Solche Entwicklung ist sowohl für die Chinesen wie auch für die Länder, in denen sie leben, ein Unglück. Sie erschwert die Assimilierung, wenn sie sie nicht ganz vereitelt, und, da auch der einheimische Nationalismus dauernd steigt, läßt sie die Chinesen beim Mutterlande Schutz suchen.

In einer Zeit, in der nicht nur die Länder Südostasiens unter großen Unruhen sich neuen, wenn auch undeutlich abgesteckten Zielen, die ihnen eine angemessene staatliche Ordnung bringen sollen, zuwenden, sondern in der auch in China alle Dinge in Fluß sind, stehen die chinesischen Gemeinden des Nanyang vor großen Prüfungen. Die tiefgreifende Wandlung in der alten Heimat, die gegenwärtig dort vor sich geht, strahlt notwendigerweise auch auf die Chinesen in Südostasien aus. Wie sie sich in die Gegebenheiten der Lage einfügen und welche Möglichkeiten man ihnen zur Einfügung läßt, wird nicht nur für sie zum Schicksal, sondern auch für die Völker, unter denen sie leben.

## Neue Formen monetärer Zusammenarbeit mit Entwicklungsländern

Dr. Lutz Köllner, Münster

**M**onetäre Fragen wurden bisher im Zusammenhang mit dem ökonomischen und sozialen Fortschritt in überseeischen Entwicklungsregionen fast ausschließlich vom Standpunkt der Entwicklungs- und Kapitalhilfe der älteren Industrienationen erörtert. Ohne Zweifel bedeutet der Kapitalexport in die Entwicklungsländer für die internationalen Kapital- und Finanzierungsmärkte quantitativ und qualitativ ebensoviel wie für die Entwicklungsgebiete selbst. Ein bedeutsamer Teil des wirtschaftswissenschaftlichen und des wirtschaftspublizistischen Schrifttums widmet sich daher auch in allen Einzelheiten diesen Fragen, und die nationalökonomische Forschung hat zu dem Problemkreis der sich wandelnden Formen des internationalen Kapitaltransfers in den vergangenen zehn Jahren erhebliche und wegweisende Beiträge geliefert.

Das sollte aber nicht darüber hinwegtäuschen, daß es neben den kapitalexport- bzw. kapitalimportpolitischen Fragen im Rahmen der Entwicklungshilfe noch eine ganze Reihe anderer grundlegender währungspolitischer Zusammenhänge zwischen den alten und den sich neu bildenden Industriestaaten gibt, die bisher nur sehr stiefmütterlich behandelt wurden. Vor allen Dingen wurden die vielfältigen, für das wirtschaftliche Wachstum überaus wichtigen Zusammenhänge zwischen Kapitalhilfe und Währungspolitik der Entwicklungsländer nicht hinreichend beachtet.

Die Vernachlässigung dieser Fragen hat verschiedene Gründe. Ihnen nachzugehen, ist vor allem deshalb interessant, weil vermutet werden kann, daß bei einer besseren Abstimmung zwischen den Verhältnissen und Bedingungen, unter denen Kapital in die Entwicklungsregionen eingeführt wird, und den Maßnahmen der Währungspolitik die künftige wirtschaftliche Entwicklung schneller vorangetrieben werden kann.<sup>1)</sup> Die Frage der Rangordnung und Abstimmung einzelner wirtschaftspolitischer Ziele und Verfahren für die älteren Industriestaaten ist seit langem Gegenstand wirtschaftstheoretischer Forschung und wirtschaftstherapeutischer Arbeit, und es ist nicht einzusehen, weshalb diese Probleme für die Entwicklungsländer von geringerer Bedeutung sein sollen.<sup>2)</sup>

Der Hauptgrund, weshalb es bisher keine den Erörterungen über die allgemeinen Fragen der Entwicklungshilfe vergleichbare Diskussion über die Zusammenhänge zwischen Kapitalimport und Währungspolitik der Entwicklungsländer gab, ist, daß viele Entwick-

<sup>1)</sup> Wilfried Guth: „Der Kapitalexport in unterentwickelte Gebiete“, Basel-Tübingen 1957. Lutz Köllner: „Die Inflationsgefahr in Entwicklungsländern als Problem der Währungs- und Finanzpolitik“, Baden-Baden 1963, und: „Grundfragen der Finanzpolitik in Entwicklungsländern“, in: Schmollers Jahrbuch Bd. 83/2, Berlin 1963.

<sup>2)</sup> E. M. Bernstein und I. G. Patel: „Inflation in relation to economic development“, in: Staff Papers des Internationalen Währungsfonds, Washington 1951/52. Rudolf Meimberg und Harald Jürgensen: „Probleme der Finanzierung von Investitionen in Entwicklungsländern“, Berlin 1959. G. L o v a s y: „Inflation and Exports in Primary Producing Countries“, in: International Monetary and Staff Papers, März 1962.